



Festvortrag | **Joachim Bauer**

## **Kinder und Jugendliche sehen, verstehen und spiegeln:** Der pädagogische Auftrag zwischen Empathie und Führung

In unserer Zeit in unseren Breiten aufzuwachsen und sich zunächst als Kind, und dann als Jugendliche oder Jugendlicher gut zu entwickeln, ist auch heute keine einfache Sache. Es ist jedenfalls alles andere als ein sich von selbst vollziehender, ein von alleine gelingender Prozess. Ohne jede Frage haben wir heute bei uns, wenn auch leider nur in einigen relativ wohlhabenden und relativ sozialen Staaten wie dem unseren, eine Situation, die das materielle und moralische Elend hinter sich gelassen hat, dem Kinder über viele Jahrhunderte, bis weit ins letzte Jahrhundert hinein unterworfen waren. Doch die Herausforderung, erwachsen zu werden, kann, wie wir täglich sehen, auch im materiellen Wohlstand gründlich misslingen. Ich möchte heute etwas zu den Voraussetzungen sagen, von denen es - soweit wir es derzeit aus Sicht der Hirnforschung beurteilen können - abhängt, ob Kinder und Jugendliche sich gut entwickeln, ob sie heranwachsen können zu freien und klugen Menschen, zu sozial, gerecht und verantwortlich handelnden Erwachsenen.

An einem Tag, an dem wir nicht nur das 25-jährige Bestehen der Schulstiftung und ihrer herausragenden Schulen feiern, sondern auch den pädagogischen Geist reflektieren wollen, der diese Einrichtungen trägt und den sie ihrerseits weitertragen – passt es an einem solchen Tag, wenn ausgerechnet ein Mediziner und Hirnforscher – und nicht ein Theologe, Philosoph oder Erziehungswissenschaftler – die Festrede hält? Sie werden vielleicht erstaunt sein, aber was mich an der Hirnforschung der letzten Jahre besonders fasziniert hat, das war nicht die – ohne Frage notwendige – analytische Zerlegung des Gehirns in seine Teile oder Module, es war nicht das Faszinosum dessen, was eine Nervenzelle oder die ihn ihr sitzenden Gene leisten können. Keine Frage, dies alles war und ist interessant, und ich habe auf diesen Feldern selbst jahrelang ja auch mit großer Freude geforscht.

Nein, das wirklich Faszinierende der modernen Hirnforschung war und ist für mich, dass wir in den letzten Jahren erstmals dabei sind zu erkennen, dass der menschliche Körper – von den Genen über die Nervenzelle bis zum Gehirn als Ganzem – keine nach ausschließlich eigenen Vorgaben, sozusagen autistisch vor sich hin arbeitende Maschinerie ist. Vielmehr zeigte sich, dass der gesamte menschliche Organismus ein mit seiner sozialen Umwelt aufs Engste verbundenes System ist. Es beginnt bei den Genen: Sie sind Kooperatoren und Kommunikatoren. Sie reagieren sogar, wie inzwischen vielfach experi-

mentell gezeigt werden konnte, auf soziale Erfahrungen – eine Erkenntnis, die im vollständigen Gegensatz zum bizarren neodarwinistischen Phantasma angeblich „egoistischer“ Gene steht. Mehr als jedes andere biologische System hat sich das menschliche Gehirn als ein auf soziale Interaktionen ausgerichtetes, ja mehr noch: als ein auf gute soziale Erfahrungen angewiesenes Organ erwiesen, ein Umstand, der in der modernen Hirnforschung den Begriff des „social brain“ entstehen ließ. Dies lässt Sie nun vielleicht auch verstehen, warum die Gastgeber des heutigen Tages die Idee hatten, ausgerechnet mich hier sprechen zu lassen, eine große Ehre übrigens, für die ich mich ausdrücklich bedanke. Es ist nicht nur jener Teil des menschlichen Körpers, den wir das Gehirn nennen, der auf gute soziale Erfahrungen angewiesen ist. Da wir am heutigen Tag den thematischen Fokus aber auf die Schulen, und damit auf Erziehung und Bildung gerichtet haben, und da dem Gehirn dafür bekanntlich eine besondere Bedeutung zukommt, möchte ich mich nachfolgend vor allem auf das konzentrieren, was wir über die Auswirkungen sozialer Erfahrungen auf das Gehirn wissen, und damit auch auf die seelischen und geistigen Funktionen, die es unterstützt. Die Potentiale, die ein Kind in der Schule entfalten kann, entwickeln sich, das wurde in unserem Land leider erst sehr spät erkannt, nicht erst beim Schuleintritt. Dass bereits die Erfahrungen der ersten sechs Lebensjahre im Gehirn des Kindes neurobiologische Spuren hinterlassen, bedeutet allerdings überhaupt nicht, dass wir Kinder bereits in den ersten Lebensjahren irgendeiner Art von Lernstress aussetzen sollten. Dieser Irrtum ist zwar recht verbreitet, hätte aber, falls wir einer solchen Vorstellung folgen würden, keine klugen, sondern psychisch kranke Kinder zur Folge.

Die neurobiologischen Systeme des Kindes brauchen in den ersten Lebensjahren vor allem eines: ein liebendes, schützendes, einführendes und auf das Kind individuell reagierendes Gegenüber. Ein solches Gegenüber ist nicht nur die Voraussetzung dafür, dass das Kind ein Selbstgefühl, also ein Selbst bilden kann, sondern auch dass es sich

*Mehr als jedes andere biologische System hat sich das menschliche Gehirn als ein auf soziale Interaktionen ausgerichtetes, sowie als ein auf gute soziale Erfahrungen angewiesenes Organ erwiesen.*

angenommen fühlen und Vertrauen in die Welt entwickeln kann. Noch mehr als für den Erwachsenen gilt auch hier, leicht abgewandelt, ein Wort von Martin Buber: Erst am Du wird das Kleinkind zum Ich. Bildschirme können dem Kleinkind, auch wenn angeblich kindergerechte Sendungen aus ihnen herausflimmern, ein solches Du nicht ersetzen. Im Gegenteil, sie begünstigen beim Kleinkind, wie Untersuchungen zeigen, die spätere Entwicklung eines Aufmerksamkeits-Defizit- und Hyperaktivitäts-Syndroms. „Was dann?“, werden manche fragen, für die der Bildschirm bereits zum unersetzlichen Copiloten der Erziehung geworden ist. Von zentraler Bedeutung ist, auch aus neurobiologischer Sicht, das kindliche Spiel mit realen Spielsachen, die man anfassen, aufstellen und zu Figuren machen kann. Es ermöglicht dem Kleinkind die spielerische Übernahme unterschiedlicher

*Bildschirme können dem Kleinkind, auch wenn angeblich kindergerechte Sendungen aus ihnen herausflimmern, ein solches Du nicht ersetzen. Im Gegenteil, sie begünstigen beim Kleinkind, wie Untersuchungen zeigen, die spätere Entwicklung eines Aufmerksamkeits-Defizit- und Hyperaktivitäts-Syndroms.*

Rollen und trainiert so nicht nur seine Vorstellungskraft und Phantasie, sondern auch seine Fähigkeit zum Perspektivwechsel und damit auch seine Empathie. Die Frage, wer die Aufgabe, dem Kind ein Gegenüber zu sein, übernehmen soll, ist heute glücklicher Weise nicht mehr Gegenstand ideologischer Diskussionen. Die besten Besetzungen für die Rolle des liebenden, einführenden Gegenübers, von dem ich sprach, sind im

ersten Lebensjahr ohne Frage die Eltern. Dies gilt sicher auch noch für eine gewisse Zeit danach, was aber nur dann Sinn macht, wenn Eltern das auch selbst als ihre Aufgabe ansehen und daran möglichst auch Freude haben. Ich sehe keinen Sinn darin, Eltern, die ihre Kinder bereits nach dem ersten Lebensjahr in eine Kita geben wollen, einem Vorwurf auszusetzen oder zu diskreditieren. Andererseits sollten wir, wenn ein Elternteil Freude daran hat, das Kind auch über das erste Lebensjahr hinaus persönlich zu betreuen, solchen Eltern diese Freude nicht nehmen und auch sie nicht unter Anklage stellen.

Wofür wir aber alle unbedingte Sorge tragen sollten, ist die Sicherstellung einer guten Qualität der Kindertagesstätten. Dies betrifft zum einen die Qualifizierung der hier tätigen



*Sieht die Schulen der Schulstiftung auf einem guten Weg – Professor Dr. Joachim Bauer*

Kindheits-Pädagoginnen, zum anderen betrifft es den Betreuungsschlüssel, der bei den Aller kleinsten das Verhältnis von 1:3 nicht unterschreiten sollte.

Anregungsreiche Umwelten, die dem Kind Möglichkeiten zur aktiven Selbsterprobung bieten, sind für die Entwicklung des Gehirns über die gesamte Kindheit hinweg entscheidend. „Use it or lose it“: diese Regel gibt wieder, was eine durch Forschungen inzwischen sicher belegte Tatsache ist: Anregungsreiche Umwelten aktivieren die Gene von Nervenwachstumsfaktoren, sie fördern das Nervenzellwachstum und führen zu einer Verdichtung von Nervenzellverbindungen in der Hirnrinde. Die Annahme, das Bildungsschicksal von Kindern entscheide sich an einer erblich mitgegebenen, alles weitere determinierenden Ausstattung mit angeblich „guten“ oder „weniger guten“ Genen, ist – von seltenen Erbdefekten abgesehen – eine völlig überholte Sichtweise. Das Bildungsschicksal der großen Mehrheit aller Kinder entscheidet sich daran, ob ihre neurobiologischen Potentiale durch ihr Umfeld abgerufen werden, und das heißt, ob sie – beginnend in den ersten, vorschulischen Lebensjahren – emotional, sprachlich und sozial gefördert werden oder ob sie vernachlässigt, vor dem Bildschirm abgelegt oder gar traumatisiert wurden. Zu den faszinierendsten Aspekten der Hirnforschung der letzten Jahre gehörte die Entdeckung von Nervenzell-Systemen, die es dem Menschen nicht nur ermöglichen, sich in das zu einzufühlen, was andere fühlen, sondern auch Ausstrahlung zu erzeugen, was heißt, umgekehrt auch andere mit dem anstecken zu können, was ich selbst fühle. Dieses Nervenzell-System bietet Pädagogen weit reichende, oft aber nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten, ich komme darauf später noch zurück. Dass Menschen sich einfühlen, also Empathie zeigen oder andere mit ihrer Ausstrahlung erreichen können, ist keine Ent-

deckung der Hirnforschung. Die zentrale Bedeutung der Empathie für ein gelingendes Leben und Zusammenleben hat uns kein geringerer gelehrt als Jesus Christus. Was uns Theologie und Philosophie seit Jahrhunderten über die Empathie lehren, soll hier also in keiner Weise geschmälert werden. Was die Entdeckung der sogenannten Spiegelnervenzellen trotzdem zu einer solchen Sensation machte, war die mit dieser Entdeckung verbundene Erkenntnis, dass wir biologisch als mitfühlende Wesen konstruiert sind, ganz unabhängig davon ob wir diesen Umstand als einen Aspekt der Schöpfung oder als das Produkt der Evolution – oder als einen Ausdruck von beidem – interpretieren.

Dass die Empathie tatsächlich eine anthropologische Konstante – und dass ihr Fehlen nicht etwa ein Zeichen von Stärke, sondern Ausdruck eines Mangels – ist, steht im Gegensatz zu jenem Menschenbild, das uns – über mehr als hundert Jahre hindurch – zahlreiche, auch namhafte Wissenschaftler weismachen wollten. Bereits zu Beginn des letzten Jahrhunderts waren es namhafte Vertreter der akademischen Eliten wie etwa der renommierte Mediziner und Biologe Ernst Haeckel, ein Mann, der sich selbst als „Generalfeldmarschall des Darwinismus“ bezeichnete, die begannen, die Grundlagen des jüdisch-christlichen Menschenbildes als – so wörtlich – „Gefühlsduselei“ zu entwerten. Männer wie Haeckel – und nach ihm viele andere – gingen allen Ernstes daran, eine neue, angeblich biologisch begründete „Moral“ zu propagieren, eine „Moral“, die auf der Selektion der Leistungsfähigsten basieren sollte, ein Denken, dem heute auch manche Vertreter des Neoliberalismus wieder anhängen.

*Die zentrale Bedeutung der Empathie für ein gelingendes Leben und Zusammenleben hat uns kein geringerer gelehrt als Jesus Christus.*

Anfang der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts, also lange vor Hitlers Machtergreifung waren es zwei Freiburger Ordinarien, der Strafrechtler Karl Binding und der Psychiater Alfred Hoche, die einen Bestseller über die – so wörtlich – „Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ schrieben und – zusammen mit vielen weiteren akademischen Kollegen – den späteren Verbrechen des Nationalsozialismus sozusagen einen roten Teppich auslegten. Zu den vielen, die sich ihre Empathie bewahrten und sich diesem Wahr-

sinn – unter Aufopferung ihres Lebens – entgegenstellten, gehörte bekanntlich auch ein Pädagoge, der an einem Tag wie diesem nicht unerwähnt bleiben darf: Janusz Korczak. Lassen Sie mich zurückkommen zum pädagogischen Potential jenes bereits erwähnten Nervenzell-Systems, das uns zu empathischen Lebewesen macht und das fast alle Menschen, quasi als Bordgepäck, mit sich führen. Das System der Spiegelnervenzellen ist nichts, was wir krampfhaft aktivieren müssten, es tut seinen Dienst von ganz alleine, vorausgesetzt wir behindern es nicht bei seiner Arbeit, sondern beachten und nehmen wahr, was es tatsächlich für uns tut. Spiegelnervenzellen lassen mich – in mir selbst, also mit meinen eigenen Gefühlen – fühlen, was ein anderer Mensch fühlt, vorausgesetzt er befindet sich im Einzugsbereich meiner fünf Sinne. Die Spiegelzellen unseres Gehirns lassen uns spüren, ob ein Mitmensch Freude, Interesse, Traurigkeit, Ärger, Misstrauen oder Langeweile fühlt oder etwas Krummes im Schilde führt. Doch sich in andere einfühlen zu können, ist kein Selbstzweck, keine zu beklatschende emotionale Show-Übung. Dass wir uns in andere einfühlen können, ist der Ausgangspunkt dafür, dass wir aufeinander zugehen können, uns ansprechen, uns gegenseitig helfen, kurz: dass wir miteinander verbunden sein können.

Eltern und Lehrkräfte, die ein Kind oder einen Jugendlichen spüren lassen, dass sie sich bemühen, ihn oder sie zu verstehen, lassen dieses Kind oder diesen Jugendlichen spüren, dass sie ihn – in einem tieferen, übertragenen Sinne – sehen. In jungen Menschen, die spüren, dass sie von uns gesehen werden, die spüren, dass sie für uns eine Bedeutung haben, ereignet sich etwas Entscheidendes: Kinder und Jugendliche, die gesehen werden, erleben eine Aktivierung ihrer sogenannten Motivationssysteme. Dies alles geschieht ohne bewusstes Zutun. Beim Motivationssystem handelt es sich um ein Nervenzell-Netzwerk, das einen Cocktail von Botenstoffen produzieren kann, der jenes Gefühl produziert, das wir „Lebensfreude“ oder „Motivation“ nennen. Das aber bedeutet nun nicht mehr und nicht weniger als: Empathie zu erleben. Und gesehen zu werden, ist die Voraussetzung dafür, dass Menschen – und vor allem junge Menschen – Motivation entwickeln können. Einem Kind oder Jugendlichen empathisch entgegenzutreten heißt jedoch nicht, dieses Kind oder diesen Jugendlichen zu verwöhnen, auch nicht, ihm jeden Kaufwunsch zu erfüllen oder jeden Unsinn zu gestatten. Sondern es heißt, aus einer fürsorglichen Haltung

heraus, die wirklichen, auch langfristig richtigen Bedürfnisse des jungen Menschen zu erkennen und das zu tun, was – nach unserem besten Wissen und Gewissen – seiner Entwicklung dient.

Damit, dass sie Eltern und Lehrkräften die Möglichkeit zur Empathie eröffnen, ist das pädagogische Potential der Spiegelnervenzellen jedoch noch nicht erschöpft. Nicht nur wir können der Resonanzkörper sein und in uns fühlen, was andere fühlen. Wir haben umgekehrt auch unsererseits die Möglichkeit, andere mit unseren eigenen inneren Haltungen oder Gefühlen anzustecken, also andere in Resonanz zu bringen. Wie das? Durch die Sprache und unsere Körpersprache.

Spiegelnervenzellen sind keine „magischen“ Zellen. Mit Telepathie oder Ähnlichem haben sie nichts zu tun. Nein, sie reagieren ausschließlich auf das, was wir mit unserer Sprache – oder mit der Sprache unseres Körpers – sagen – das ist allerdings oft viel mehr als uns lieb oder als uns bewusst ist. Einfühlsame

Pädagogen spüren beim Kind oder bei Jugendlichen oft Dinge, die das Kind oder der Jugendliche selbst vielleicht gar nicht zeigen, vielleicht sogar verbergen wollte. Umgekehrt wirken Sprache und Körpersprache der Erwachsenen in einem weit größeren Ausmaß auf junge Menschen als uns das lieb oder bewusst ist. Junge Menschen durch das eigene Auftreten in Resonanz zu bringen, sie mit dem „anzustecken“, was einen selbst beseelt, gehört zum Repertoire eines jeden guten Pädagogen, es sollte auch zum Repertoire von Eltern gehören. Sprache und Körpersprache von Lehrkräften können Präsenz ausstrahlen, Interesse am Stoff, Anstrengungsbereitschaft und Leidenschaft – nicht immer tun sie dies auch!

Spiegelungs- und Resonanzvorgänge stehen im Mittelpunkt der pädagogischen Beziehung. Nur am Rande gesagt: sie sind nicht nur der Kern der pädagogischen, sondern jeder zwischenmenschlichen Beziehung. Die Resonanzen, die Kinder und Jugendliche in Eltern oder Lehrkräften auslösen, sind sehr unterschiedlich. Junge Menschen, die unsere Nerven – warum und wie auch immer – bereits öfters einmal strapaziert haben, lösen bei uns Erwachsenen irgendwann eine automatische Routine-Resonanz aus. Sind wir erst

*Einem Kind oder Jugendlichen empathisch entgegenzutreten heißt jedoch nicht, dieses Kind oder diesen Jugendlichen zu verwöhnen, auch nicht, ihm jeden Kaufwunsch zu erfüllen oder jeden Unsinn zu gestatten.*

einmal an diesem Punkt angekommen, dann sprechen wir gerne von einem „schwierigen Kind“ oder einem „schwierigen Jugendlichen“. Ich will nicht bestreiten, dass es „schwierige“ Kinder oder Jugendliche tatsächlich gibt. Das zu bestreiten stünde mir als Arzt auch gar nicht zu, denn wir Ärzte kennen diesen Mechanismus nur zu gut, auch wir haben Klienten, die sich, jedenfalls in unseren Augen, irgendwann zu „schwierigen“ Patienten entwickeln.

Worum es mir geht, ist nicht, die Tatsache zu bestreiten, dass bestimmte Kinder oder Jugendliche einem Pädagogen weit mehr Kraft kosten können als andere. Es geht mir um die Routine-Resonanz, die Eltern und Lehrkräfte gegenüber einem jungen Menschen entwickeln und die dieses Kind auf genau das festlegt, was wir ihm routinemäßig zurückspiegeln. Kinder oder Jugendliche, die überall da wo sie auftreten, in den Gesichtern ihrer Bezugspersonen regelmäßig den Text „Ach du schon wieder!“ lesen müssen, haben keine Chance, sich anders als in genau der Spur weiter zu entwickeln, in die wir sie mit unserer Routine-Resonanz hineindefinieren. Negative Routine-Resonanzen haben für ein Kind oder einen Jugendlichen etwas Tödliches. Routine-Resonanzen entwickeln sich vor allem da, wo sich Lehrkräfte im Dauerstress befinden, und wo keine Foren existieren, in denen Lehrkräfte sich – zensurfrei und ohne Angst, dafür kritisiert zu werden! – über die unvermeidlichen negativen Gefühle austauschen können, die einzelne, „schwierige“ Kinder oder Jugendliche in ihnen auslösen. Ärztinnen und Ärzte tun dies in sogenannten Balint-Gruppen, Lehrkräfte sollten dies in Supervisionsgruppen tun oder in den von uns entwickelten sogenannten „Lehrergruppen nach dem Freiburger Modell“. Was Kinder und Jugendliche brauchen, ist, dass Eltern und Lehrkräfte immer wieder, mit frischem Blick, neu auf sie schauen. Auch dieses Geschenk, nämlich mit neuen Augen neu gesehen zu werden, ist etwas was uns der Mann aus Nazareth gelehrt hat.

Kinder und Jugendliche sind, wie ich zu zeigen versucht habe, aus neurobiologischer Sicht auf soziale Akzeptanz, auf Zuwendung und Zugehörigkeit ausgerichtete Wesen. Immer mehr junge Menschen treibt dieses Bedürfnis nach sozialer Verbundenheit in die virtuellen Räume des Internets, was per se nicht unbedingt etwas Schlechtes bedeuten muss, was allerdings auch erklärt, warum ein nicht geringer Teil von Jugendlichen inzwischen suchtartig an den Bildschirm gebunden ist.

Dass Menschen auf soziale Akzeptanz hin geschaffene Wesen sind, bedeutet nicht, dass

der Mensch „gut“ sei. Der Hunger gerade auch junger Menschen nach Zugehörigkeit ist derart stark ausgeprägt, dass sie, falls wir ihnen keine zivilen Möglichkeiten der Zugehörigkeit bieten, bereit sind, sich notfalls Gruppen anzuschließen, zu deren Programm es gehört, Böses zu tun. Junge Menschen bei ihren nicht gestillten Sehnsüchten nach Anerkennung, Wertschätzung und Zugehörigkeit abzuholen, ist nicht nur das Rezept von rechtsextremistischen oder fundamentalreligiösen Rattenfängern, sondern auch von Gangs bzw. ganz lapidaren kriminellen Gruppen. Nicht nur die Milieus unserer Elternhäuser, auch die Nachbarschaften, in denen die Mehrheit unserer Kinder und Jugendlichen lebt, bieten ihnen heute meistens keine hinreichenden Möglichkeiten, in guter, sozial verbundener Weise ihre Freizeit zu verbringen. Dies ist einer der Gründe, warum wir dringend flächendeckende Ganztagschulen brauchen. Ganztagschulen sollten echte Lebensräume sein, mit Raum für sportliche, musikalische, soziale, ökologische oder karitative Projekte.

Meine – leider begründete – Sorge ist, dass wir tatsächlich aber dabei sind Ganztagschulen zu entwickeln, die lediglich eine Verdoppelung jenes Wahnsinns darstellen, den wir derzeit schon mit den Halbtagschulen haben.

*Ganztagschulen sollten echte Lebensräume sein, mit Raum für sportliche, musikalische, soziale, ökologische oder karitative Projekte.*

Junge Menschen sind, wie ich darlegte, Wesen, die – auch aus biologischer Sicht – die personale Zuwendung und Anerkennung brauchen. Eine Frage, die sich bei dieser Aussage vielen immer wieder stellt, betrifft die Pubertät bzw. Adoleszenz. Da sei das mit dem Wunsch nach Liebe und Anerkennung, so fragen sich viele Eltern und Lehrkräfte mit Recht, doch nicht so, oder? Die Antwort ist: Doch, auch da ist es so. Es ist meistens nur nicht mehr so gut sichtbar, – eine Situation, die an eine Gewitterfront erinnert, die einen vergessen machen kann, dass über ihr nach wie vor die Sonne und ein blauer Himmel scheint. In den Jahren vor der Adoleszenz – und dann wieder einige Zeit danach – geht die Tendenz junger Menschen dahin, sich mit erwachsenen Vorbildern zu identifizieren, ihnen also ähnlich zu werden, ein als Mimesis bezeichnetes Phänomen, das den Philosophen Rene Girard zu einer umfassenden Theorie, der sogenannten „mimetischen Theorie“ stimulierte. In der Adoleszenz folgen junge Menschen in der Regel dem Konzept einer – wie ich es nennen würde – „Anti-Mimesis“. Adoleszente suchen nach Merkmalen einer

*Beziehungsorientierte Pädagogik braucht Eltern, die den Schulen, in die sie ihre Kinder schicken, vertrauen und die mit den Lehrkräften, die ihre Kinder unterrichten, im Interesse der Kinder vertrauensvoll zusammenarbeiten*

eigenen Identität, und das kann – aus ihrer Sicht – nun einmal nicht das sein, was bisher ihre Leitbilder waren. Was Adoleszente aber nach wie vor brauchen, ist die Sicherheit geliebt und gesehen zu werden. Was sie wollen, ist, dass wir aushalten, dass sie uns jetzt das Leben schwer machen. Daher sollten wir uns in den Jahren der Adoleszenz nicht irritieren lassen. Wir sollten Adoleszenten sagen, dass wir sie wertschätzen und respektieren, auch dass wir bereit sind, uns in Frage stellen zu lassen und uns im Dialog mit ihnen zu streiten. Was wir Erwachsenen in dieser schwierigen Zeit aber keineswegs tun sollten, ist an unserer Liebe zu den Heranwachsenden zu verzweifeln. Aber auch unsere eigenen Werthaltungen sollten wir nicht über Bord werfen.

Gute Pädagogik entscheidet sich nicht nur am Auftreten der Lehrkraft, auch wenn die Lehrkraft für den Lernerfolg von Schülerinnen und Schülern tatsächlich eine zentrale Rolle spielt, wie nicht zuletzt auch die vor kurzem publizierte, berühmt gewordene Hattie-Studie zeigte. Beziehungsorientierte Pädagogik – nur sie verdient den Namen „Pädagogik“ –, beziehungsorientierte Pädagogik braucht auch strukturelle Rahmenbedingungen. Sie braucht vor allem kleine Klassen, aber auch Lehrkräfte, welche aufgrund einer entsprechenden Ausbildung die Kunst der Beziehungsgestaltung beherrschen. Beziehungsorientierte Pädagogik braucht außerdem ein Schulsystem, das keine Segmente enthält, in denen sich Schülerinnen und Schüler ausgegrenzt fühlen. Beziehungsorientierte Pädagogik braucht schließlich noch etwas Weiteres: Sie braucht Eltern, die vom Wert der Bildung wissen und die ihre Kinder ermutigen, sich den Mühen des Lernens zu unterziehen. Beziehungsorientierte Pädagogik braucht Eltern, die den Schulen, in die sie ihre Kinder schicken, vertrauen und die mit den Lehrkräften, die ihre Kinder unterrichten, im Interesse der Kinder vertrauensvoll zusammenarbeiten. All das sind Desiderate, von denen viele Schulen heute nur träumen können. Die Schulen der Katholischen Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg, deren 25-jähriges Bestehen wir heute feiern, nehmen in dieser Beziehung eine positive Sonderstellung ein. Es sind Schulen, die sich von ihrem werteorientierten Selbstverständnis her auf beziehungsorientierte Pädagogik verpflichtet haben. Dazu gratuliere ich Ihnen und wünsche Ihnen, dass Sie diesen Weg konsequent weitergehen!

Seite 36 / 37: v.l.n.r.

Generalvikar Dr. Fridolin Keck, Prof. Dr. Joachim Bauer, Staatssekretärin Marion von Wartenberg, Gründungsdirektor Dr. Adolf Weisbrod, Erzbischof Dr. Zollitsch, Stiftungsdirektor Dietfried Scherer



